

David Wallraf

Das Rauschen der Zwischenräume (Agoradio 37, 10.03.2017)

Identität ist eine heiß begehrte Ware. Aktuell ist ihre Herstellung und Konsolidierung ein zentrales Merkmal ansonsten antagonistischer politischer Bewegungen. Diese erheben den Anspruch, Subjekte umfassend zu beschreiben, sie zu vereinnahmen und ihnen einen fest umrissenen Ort zuzuweisen. In dem politischen Spektrum, das für gewöhnlich mit den Begriffen rechts, populistisch, rechtspopulistisch oder nationalistisch beschrieben wird, stehen angeblich autochthone, für gewöhnlich weiße und heterosexuelle Personen im Zentrum des identitären Interesses, zumeist aus den abstiegsbedrohten Mittelschichten oder dem Vergessen anheimfallenden Arbeiterklassen, die beständig gegen Bedrohungen von Außen oder Abweichungen geschützt werden müssen. Dass Identität der Kitt ist, mit dem ein fragmentierender *corps social* zusammengehalten werden soll, ist an sich keine bahnbrechend neue Erkenntnis. Auffällig ist aber, dass sich eine sehr ähnliche Bewegung auf der entgegengesetzten Seite des politischen Spektrums spiegelbildlich dazu verhält – eine Linke, die immer wieder neue Zentren, sprich Identitäten, produziert, für die jeweils neue Schutzzräume errichtet werden müssen.

Ob beide Bewegungen mit den tradierten Richtungsangaben rechts und links überhaupt noch adäquat beschrieben werden können sei dahingestellt, für diese Überlegungen entscheidend ist, dass sie Identitätspolitiken in ihren Fokus rücken. Es drängt sich die Frage auf, was genau denn da eigentlich *idem* – dasselbe, dieselbe, derselbe – sein soll. Manifestiert sich in beiden Bewegungen vielleicht eine Angst davor, dass das mit sich selbst identische Wesen in seinem Zentrum eine bloße Leerstelle sein könnte? Der Wille, Identitäten zu schützen, scheint einer Abwehrhaltung zu entsprechen, und das macht ihn nicht zuletzt aus einer psychoanalytischen Perspektive verdächtig.

Ein Beispiel aus der *critical whiteness*-Bewegung mag dies verdeutlichen: Der von ihr geprägte Begriff der *cultural appropriation* etwa unterstellt schützenswerte, in ihrem Wesenskern bedrohte Ethnien, denen die kulturellen Markierungen ihrer Identitäten entwendet werden. Der Anblick von weißen Personen, die sich mit Dreadlocks schmücken, kann negative Geschmacksurteile nach sich ziehen, eine kulturelle Beraubung oder ein politischer Akt lässt sich nicht unbedingt aus ihm ablesen. Die fest umrissene Einheit, aus der sich das Phantasma einer bewahrenswerten Reinheit ableitet, ist problematisch, in einem Essay über Identität schreibt

Jean-Luc Nancy: „Man tritt nicht in eine Identität ein, man hängt sie sich nicht um, und man wird sich nicht mit ihr identifizieren können [...], ohne sie zugleich zu modifizieren, zu modallisieren, vielleicht zu verändern.“¹

Doch überall werden Trennungsstriche gezogen, und im Akt dieser Distinktion verschränken sich Identität und Geschmacksurteil. Was aber wäre, wenn sich das Entscheidende für Politik, Gemeinschaft und das Problem des Zu-Mehreren-Sein sowieso im Dazwischen, in dem von einem Bindestrich eröffneten Raum abspielte; ein Raum, in dem Identitäten eher zirkulieren oder frei flottieren würden, als dass sie ein Zentrum bilden oder eine Schwerkraft ausüben könnten? Nancy hat dieses Dazwischen in einem mit „Die Leute sind sonderbar“ betitelten Text so beschrieben:

Alles spielt sich also *unter bzw. zwischen* uns [...] ab: dieses „Zwischen“ hat, wie sein Name es andeutet, weder eine eigene Konsistenz noch Kontinuität. Es führt nicht von einem zum anderen, es bildet keinen Stoff, keinen Zement, keine Brücke. Vielleicht ist es noch nicht einmal richtig, von ihm als einem „Band“ zu sprechen: Es ist weder gebunden noch ungebunden, es ist diesseits von beidem [...]. Das „Zwischen“ ist die Distanzierung und die Distanz, die vom Singulären als solchem eröffnet wird, und eine Art Verräumlichung seines Sinns. Was nicht die Distanz des „Zwischen“ hält, ist nichts als in sich verschmolzene Imanenz und sinnentleert.²

Vielleicht lässt sich in den Untiefen des Musikalischen ein Beispiel für eine Situation finden, in der ein solches „Zwischen“ in Szene gesetzt wird. Häufig genug dient Musik dazu, Zwischenräume zu füllen und Gruppenidentitäten zu zementieren. Es besteht aber auch die Chance, dass aus ihr paradoxe Momente entstehen, die weder Distanz noch Kontinuität produzieren. [Einspielung: Merzbow/John Wiese – *Erotic Westernscape*]

Man stelle sich einen Raum vor, in dem solche oder ähnliche Geräusche erklingen. Die Situation entspricht einer Performance oder einem Konzert, d.h. die Klänge oder Geräusche werden aktiv hergestellt und die anwesenden Personen haben sich an diesem Ort versammelt, um diesem Ereignis zuzuhören. Da der Musik ein rhythmisches Zentrum fehlt kann niemand zu ihr tanzen, es gibt keinen Text, der mitgesungen werden könnte, keine Melodieführung, der man folgen könnte und keine Botschaft, die vermittelt wird. Zudem ist die Darbietung so laut, dass sie jedes Gespräch zwischen den anwesenden Personen unmöglich macht, zwischen ihnen fin-

1 Nancy 2010, S. 26

2 Nancy 2004, S. 25

det kein direkter Austausch statt. Dennoch befinden sich alle zur gleichen Zeit am gleichen Ort und teilen die selbe Hörerfahrung. Manche bewegen sich zu der Musik, aber mit einem jeweils verschiedenen Ausdruck und in einem unterschiedlichen Tempo. [...]

Diese Situation produziert nicht sonderlich viel Sinn oder Bedeutung. Es lässt sich aber eine Lehre aus ihr ziehen: In der räumlich und zeitlich begrenzten Anomie eines Noise-Konzerts bleibt für einen Moment wenig Raum für das Festhalten der eigenen Identität. Abseits eines Härte-Fetischismus, der in Genres, die musikalische Extreme ausloten, häufig eine Rolle spielt, besteht eine Chance auf Öffnung einer Sphäre kommunikativer Unbestimmtheit, die sich weder zu einem ozeanischen Nirvana, noch zu einem triebhaften Ausagieren hin auftut. Für die Dauer des Konzerts entsteht eine Intensität, die weder kathartisch noch euphorisch ist, die nichts produziert als sich selbst und ihre eigenen Andauern. Es bleibt in der Schwebe, ob hier etwas genossen oder bloß ertragen wird. Als Hörerfahrung geschieht zugleich gar nichts und unendlich viel. Die zuhörenden Personen sind abwesend-anwesend, gemeinsam vereinzelt, innerhalb eines Dazwischen von Distanz und Intensität. Für einen Augenblick wird Identität entwertet und man bewegt sich in einem mit Rauschen angefüllten Zwischenraum, gemeinsam für sich. Es ist gerade die sinnlose und in sich verschmolzene Immanenz des Rauschens, die es für einen Moment ermöglicht, sich des „Dazwischen“ gewahr zu werden, indem es den Raum soweit füllt, dass die Abstände deutlicher hervortreten.

In diesem Moment ist vielleicht eine ästhetische Erfahrung angelegt, in der sich ein Modell für Identitäten andeutet, die weder auf ein Zentrum festgelegt werden wollen, noch eine Abgrenzung in schützenswerten Reservaten anstreben. Das Problem des einzeln zu mehreren oder singulär plural Seins stellt sich außerhalb von identitären Zuschreibungen und ist mit dem Rauschen des Sozialen konfrontiert, außerhalb des Konzerraums. [...]

Nancy, Jean-Luc (2010): *Identität*, Wien: Passagen Verlag

Ders. (2004): *singulär plural sein*, Zürich: Diaphanes